

Zeitschrift:	Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht
Herausgeber:	E. Looser
Band:	- (1847)
Heft:	12
Artikel:	Warum? oder Ursachen und Wirkungen : ein Novellettchen
Autor:	J.T.-Z.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-327247

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum? oder Ursachen und Wirkungen.

Ein Novellethchen.

Ich saß in meinem stillen Stübchen, und war mit dem letzten Akte eines Drama's beschäftigt. Ich war eben im Begriffe, eine wunderherrliche Stelle hinzuschreiben, da klopfte es an meiner Thüre, und ein gallonirter Diener trat ein, mir ein duftendes Billet überreichend, in welchem mich die liebenswürdige Mad. X. in sehr feinen Ausdrücken zu ihrer Soirée einlud. — Ich sagte natürlich zu, und setzte mich wieder an meinen Schreibtisch, um die angefangene Stelle weiter auszuarbeiten. Aber ich war nicht im Stande, den angeknüpften Gedanken fortzuspinnen, — ich war nun ein Mal gestört worden, und die ganze übrige Tageszeit quälte ich mich vergebens ab, bis sich endlich, als nur noch eine Viertelstunde zur bestimmten Soirée fehlte, die glückliche Idee, welche der Glanzpunkt eines großartigen Monologs werden sollte, in ihrer ganzen Schönheit entfaltete. Ich beeilte mich also, mein begonnenes Werk zu vollenden, und es blieb mir hierauf kaum so viel Zeit übrig, um meinen Schlafrock ab- und mich in die gehörigen Salonkleider zu werfen. Ich konnte also nicht lange Toilette machen, und übrigens hatte ich es schon längst weg, daß ein nachlässiger Anzug einem Poeten einen gewissen Anstrich von Genialität verleiht, der selten seine Wirkung verfehlt. Ich beflogelte meine Schritte, und befand mich bald, sehr siegeslustig wie immer, im Salon der Madame X. Aber statt, wie ich es stets gewohnt war, von der Dame des Hauses mit der ihr stets eignethümlichen Freundlichkeit empfangen zu werden, ward mein Gruß kaum erwiedert, und ich glaubte ihr schönes Antlitz von einer plötzlichen Blässe überzogen zu sehen. Nichts war also natürlicher, als daß ich mich sehr dringend nach Madame X.'s Befinden erkundigte, ward aber mit einer unbeschiedigen, sichtbar ausweichenden Antwort abgewiesen. — Obwohl ich mir nun dies sonderbare Benehmen nicht so recht zu deuten wußte, beschied ich mich doch, indem ich mir, bereits etwas bitter werdend, dachte daß Madame X. ein Weib sei, also Launen habe müsse, daher vielleicht von einer schlechten Anordnung ihrer Coiffüre, oder so was dergleichen zu mürrischen Äußerungen gegen ihre wärmsten Freunde verleitet werden könne. „Man muß sich den Weltgesetzen fügen,“ rief ich mir innerlich zu, und suchte mich bei dem übrigen Theile der Gesellschaft nach Kräften zu entschädigen. Aber auch hier bemerkte ich eine gewisse Kälte, ein Sichzurückziehen, das ich natürlich den Folgen der hausfraulichen Uebelausgelegtheit zuschrieb. Ich verdoppelte nun meine Anstrengungen, um in die Gesellschaft einiges Feuer zu bringen, und sprach von sehr interessanten Dingen mit einem solchen Aufwand von Witz und Wissen, daß ich mich selbst hätte küssen mögen und mehr als zehn durch und durch geistreiche Auffäße daraus fertigen können. Aber vergebens! Es wollte heute durchaus nicht angreifen. — Ich nahm mich nun vollends zusammen und referierte von der neuesten durchgefalloen Posse, von dem Liebhaber der ersten Tänzerin, vom Reitpferd des Grafen P. u. s. w., ich fing an, von abwesenden Personen allerlei „gewisse Geschichtchen“ zu erzählen, — ich sagte einem anwesenden Dichter, daß seine neuesten Gedichte Alles übertrafen, was noch je geschrieben wurde, — ich flüsterte einer älteren Dame ins Ohr, daß sie mit jedem achtzehnjährigen Mädchen fühl in die Schranken treten könne, — ich liebkoste das Schößhündchen von Madame X. und fütterte es mit Bonbons, — ich trug die ungezogenen Rangen der Frau von O. auf den Armen herum und ließ mir von ihren stampfenden Füßlein Rippenstöße geben, — kurz, ich that Alles, was nur ein Gesellschaftsmensch thun kann, — es war umsonst, man zog sich von mir zurück, man zeigte mir nicht undeutlich, daß man es gerne sehen würde, wenn ich die Gesellschaft in Ruhe ließe. — Aber mein Gott! was habe ich denn verbrochen?! — Ich konnte mich nicht enthalten, die Dame des Hauses ganz bescheiden und kaum hörbar zu fragen, ob sie mich denn wirklich für heute einladen ließ? und erhielt eine bejahende Antwort in Begleitung eines Blickes, aus welchem alle Blize der Verachtung sprühten. — Das war zu viel! Ich durchsief mein Gedächtnisregister, und fand nirgends einen Grund

zu solch beschämender Behandlung. Ich hatte Niemanden beleidigt, von Niemanden Übels gesprochen, ich konnte mich auch nicht entsinnen, irgend Einem der Gesellschaft — einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, irgend Einem die Ehre gerettet, irgend Einen vor gewissem Falle bewahrt zu haben. Kurz, mit Ausnahme eines einzigen jungen Mannes, dem ich Tags zuvor fünf Gulden lich, — hatte Niemand Ursache und das Recht, sich kalt und verächtlich gegen mich zu benehmen! Ich war, ich gestehe es, einer gelinden Verzweiflung sehr nahe, aber ich fasste mich bald, und zum Aufbruch mich rüstend, trat ich vor den Spiegel, um meine Halsbinde zurechtzurichten, da — da war das furchterliche Geheimniß plötzlich enthüllt, — ich hatte in der Eile und Zerstreuung statt des neuen Frackes von Gunkel und der Atlas-Gravatte — meinen sadenscheinigen, almodischen Kanzleifrak und ein geblümtes Schnupftuch als Halsbinde genommen!! — Ich hätte wohl in die Erde sinken mögen, aber weil die Zauberspiele nicht mehr modern sind, und ich wenigstens in etwas modern erscheinen wollte, so unterließ ich das Indierdesinken, und mich an die Gesellschaft wendend, sprach ich: „Meine Verehrtesten! Irren ist menschlich! Nächstens werde ich schon meinen neuen Frack mitnehmen und meinen Geist zu Hause lassen! Guten Abend!“ Und hinausstürmend, fühlte ich mich von den vorhergegangenen Begebenheiten so tragisch gestimmt, daß, als ich nach Hause kam, der Held meines Drama's, der ursprünglich am Leben bleiben sollte, durch Gift dem Tode sich weihen mußte. — Wenn Du nun, nachsichtigster Leser, dies Drama, nun Trauerspiel, zufällig zu Gesichte bekommen solltest, und sich Dir, wie schon oft bei ähnlichen Fällen, die Frage aufdrängen sollte, warum denn eigentlich der Held des Stükcs sterben müsse, so weißt Du nun beiläufig die Ursache davon.

(J. Th.-B.)

Das Gottesgericht in Ettiswyl, Kant. Luzern.

Ein Zeitbild aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

(Nach Petermann Etterlins Eidg. Chronik).

Im Jahre, da man zählt nach der Geburt unsers lieben Erlösers Jesu Christi tausend fünf hundert und drei, im Heumonat, geschah in Ettiswyl, im Luzerner Gebiete, ein gräulicher Mord und ein grobes Wunderzeichen. Es lebte hier ein loser Geselle, genannt Hans Schies, der hatte ein Cheweib, genannt Margaritha. Gemeldeter Hans Schies war ein Kriegsknecht und reiste stets allenthalben den lustigen Anlässen nach; an die Frau aber dachte er niemals und sorgte nicht für sie, wie ein Biedermeier gegen seine Frau schuldig ist. Selbst wenn er daheim war, ließ er die Frau sitzen und gab ihr weder zu essen noch zu trinken, während er selbst in aller Eiederlichkeit lebte und dem Spielen und Brassen ergeben war. Endlich erbarmte sich die Obrigkeit ihrer Noth und ihres Elendes und nöthigte ihn entweder mit der Frau zu hausen oder doch nach Vermögen für Nahrung und Unterhalt zu sorgen, wie solches einem Ehrenmann geziemt. Darauf begegnete sie ihm und bat ihn auß freundlichste, daß er ihr die Liebe erzeigen und sie fortan vor Hunger und Noth schützen und mit ihr haushalten wolle. Er versprach ihr sodann, solches zu thun; er wolle diese Nacht zu ihr kommen und dann wolle er ihr genug geben. Deswegen war nun die gute Frau froh, ging heim (sie wohnte aber auf einem einsamen Hofe, wo nur drei oder vier Häuser standen) und rühmte solches ihren Nachbaren, wie da ihr Mann kommen und mit ihr essen und haushalten wolle. Sie kochte nun das Beste, was sie haben konnte; denn sie hätte gerne damit ihm eine Freude bereitet. Als es nun spät in der Nacht geworden, kam er zu der guten Frau; und nachdem sie gegessen und getrunken, gingen sie miteinander zu Bett. Da nahm der Mann ein Kissen, schlug ihr das selbe vor den Mund und erstickte und erwürgte sie so im Bette. Hierauf deckte er sie ordentlich